

# Perspektiven der Schiller-Forschung



Herausgegeben von  
Peter-André Alt und Stefanie Hundehage

**Band 3**

# Schillers Feste der Rhetorik



Herausgegeben von  
Peter-André Alt und Stefanie Hundehege

**DE GRUYTER**

Gedruckt mit Unterstützung der VolkswagenStiftung

ISBN 978-3-11-068597-8

e-ISBN (PDF) 978-3-11-068617-3

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-068623-4

**Library of Congress Control Number: 2021940478**

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Einbandabbildung: Johann Heinrich von Dannecker: Gipsbüste Friedrich Schiller. 1794.

DLA Marbach

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhaltsverzeichnis

## Siglenverzeichnis — VII

Peter-André Alt, Stefanie Hundehege

**Einleitung — 1**

## I Rhetorik als Sprach- und Denkpraxis

Alice Stašková

**Die Logik der Rhetorik in Schillers philosophischen Schriften.  
Überlegungen mit Blick auf die Quellen der Karlsschule — 11**

Astrid Dröse, Jörg Robert

**Der große Stil. Sprachkritik und Sprachpurismus bei Friedrich  
Schiller — 29**

Yvonne Wübben

**Friedrich Schillers Psychologie-Lehrbücher. Rhetorische und logische  
Vermittlung psychologischen Wissens (Chr. Wolff, J. Chr. Gottsched,  
J. G. Krüger, G. Ploucquet, J. F. Abel) — 55**

## II Rhetorik und Bühne

Ulrich Port

**Schillers Theater und der Barockkatholizismus. Ein Versuch über  
(bild)rhetorische Familienähnlichkeiten — 91**

Benjamin Krautter, Marcus Willand

**Vermessene Figuren. Karl und Franz Moor im quantitativen Vergleich — 107**

Dominik Wabersich

**Metasprachliche (Dys-)Funktionalität in Schillers *Kabale und Liebe* — 139**

### **III Rhetorik, Politik, Wirkungsprogramm**

Daniele Vecchiato

**Populistische Rhetorik und politische Intransparenz. Die Sprache der Verstellung in Schillers *Fiesko* und *Wallenstein* — 157**

Lydia Rammerstorfer

**Der „vertrauliche Zirkel“. Schillers Medienpolitik am Beispiel der *Horen*-Ankündigung — 171**

**Werkregister — 187**

# Siglenverzeichnis

- FA *Friedrich Schiller: Werke und Briefe in zwölf Bänden* [Frankfurter Ausgabe]. Hg. v. Otto Dann, Heinz Gerd Ingenkamp, Rolf-Peter Janz, Gerhard Kluge, Herbert Kraft, Georg Kurscheidt, Matthias Luserke, Norbert Oellers, Mirjam Springer u. Frithjof Stock. Frankfurt/Main, 1988–2004.
- NA *Schillers Werke. Nationalausgabe*. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs, des Schiller-Nationalmuseums und der Deutschen Akademie hg. v. Julius Petersen u. Gerhard Fricke [1948–1958: Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach hg. v. Julius Petersen u. Hermann Schneider; 1961–1979: Im Auftrag der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (Goethe- und Schiller-Archiv) und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach hg. v. Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese; 1980–1991: Hg. v. Norbert Oellers u. Siegfried Seidel; 1992–1993: Im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums Marbach hg. v. Norbert Oellers u. Siegfried Seidel; seit 1993: Im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach [seit 2006: des Deutschen Literaturarchivs Marbach] hg. v. Norbert Oellers]. Weimar, 1943–laufend.

Astrid Dröse, Jörg Robert

# Der große Stil. Sprachkritik und Sprachpurismus bei Friedrich Schiller

## 1 Rezensionspraxis und rhetorische Poetik

Schillers Kritiken bilden auf den ersten Blick ein wenig zusammenhängendes, heterogenes Korpus.<sup>1</sup> Die Nationalausgabe gliedert sie in vier thematische Bereiche: 1. Rezensionen eigener Werke, 2. Rezensionen literarischer Werke anderer Autoren, 3. Besprechungen von Journalen und Abhandlungen zu bildender Kunst und Musik (zum Beispiel *Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795*, NA, 22, 286–292, *An den Herausgeber der Propyläen*, NA, 297–308), schließlich 4. Rezensionen, die den Bereich Theater und Schauspielkunst (zum Beispiel *Anhang über die Vorstellung der Räuber*, NA, 22, 309–311, *Über Iffland als Lear*, NA, 22, 315) betreffen. Dieses Gesamttableau lässt charakteristische Verteilungen und Verdichtungen erkennen, die eine Gliederung von Schillers Tätigkeit als Rezensent in zwei Perioden erlauben: Im Frühwerk entwickelt er die eigentümliche Praxis, Prinzipien und Aporien des eigenen Schreibens in der Form der verdeckten Selbstrezension zu kommentieren. In den Besprechungen der *Anthologie*

---

<sup>1</sup> Vgl. zu den Rezensionen: Kurscheidt, Georg: „Kritiken und publizistische Schriften“. In: *Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hg. v. Matthias Luserke-Jaqui. Stuttgart u. Weimar 2011, 491–520; Misch, Manfred: „Schiller als Rezensent“. In: *Schiller-Handbuch*. Hg. v. Helmut Koopmann. 2. Aufl. Stuttgart 2011, 756–776; Neuhaus, Stefan: „Dichter als Kritiker: Schiller und Fontane“. In: *Große Literaturkritiker*. Hg. v. Sigurd Paul Scheichl. Innsbruck, Wien u. Bozen 2010, 31–41; Misch, Manfred: „Gesetzgeber, Richter und publizistischer Strategie – Schiller als Literaturkritiker“. In: *Schiller publiciste / Schiller als Publizist*. Hg. v. Raymond Heitz u. Roland Krebs. Bern u. a. 2007, 23–41; Koopmann, Helmut: „Dichter, Kritiker, Publikum. Schillers und Goethes Rezensionen als Indikatoren einer sich wandelnden Literaturkritik“. In: *Unser Commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hg. von Wilfried Barner, Eberhard Lämmert u. Norbert Oellers. Stuttgart 1984, 79–106; Ders.: „Der Dichter als Kunstrichter. Zu Schillers Rezensionsstrategie“. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 20 (1976), 229–246. Zur Gattung: Anz, Thomas u. Rainer Baasner (Hg.): *Literaturkritik. Geschichte – Theorie – Praxis*. München 2004, hier besonders Baasner, Rainer: „Literaturkritik in der Zeit der Klassik“. In: *Literaturkritik*, 44–51; Kall, Sylvia: „Wir leben jetzt recht in Zeiten der Fehde“. *Zeitschriften am Ende des 18. Jahrhunderts als Medien und Kristallisationspunkte literarischer Auseinandersetzung*. Frankfurt/Main u. a. 2004; Urban, Astrid: *Kunst der Kritik. Die Gattungsgeschichte der Rezension von der Spätaufklärung bis zur Romantik*. Heidelberg 2004; Fambach, Oscar: *Der Aufstieg zur Klassik in der Kritik der Zeit. Die wesentlichen und die umstrittenen Rezensionen aus der periodischen Literatur von 1750 bis 1795, begleitet von den Stimmen der Umwelt*. In *Einzeldarstellungen*. Berlin 1959.

auf das Jahr 1782 (NA, 22, 133–135) und der *Räuber* (NA, 22, 115–131) spaltet sich Schiller in zwei Partialinstanzen – die des Autors und die des Rezensenten –, um die eigenen poetischen Exzesse gleichsam von der Warte des philologischen Arztes aus zu pathologisieren. Diese Form der rezensierenden Auto- beziehungsweise Autortherapie bleibt jedoch auf die Jahre 1781/1782 beschränkt.<sup>2</sup> Daneben tritt er in dieser Phase als Kritiker schwäbischer Literatur auf, der sich an lokalen Führungsfiguren wie Gotthold Stäudlin polemisch abarbeitet (NA, 22, 179–195), um eine eigene Position im literarischen Feld zu erobern. In der Zeit an der Mannheimer Bühne wirkt er zudem 1783 als Dramenkritiker im Kontext des von Dalberg organisierten Theaterrausschusses (NA, 22, 195).

Eine zweite Periode der Rezensionstätigkeit fällt in die Orientierungsphase nach der Arbeit am *Don Karlos*.<sup>3</sup> Schiller rezensiert ab 1788 mehrfach für die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, unter anderem auch Goethes *Egmont* (auf der Grundlage von dessen eben erschienenen gesammelten Werken; NA, 22, 199–209). 1789 erscheint die Rezension der *Iphigenie auf Tauris* in Göschens *Kritischer Uebersicht der neusten schönen Litteratur der Deutschen* (NA, 22, 211–238),<sup>4</sup> schließlich folgen die bekanntesten Rezensionen: *Über Bürgers Gedichte* (1791)<sup>5</sup> (NA, 22, 245–259) und *Über Matthissons Gedichte* (1794)<sup>6</sup> (NA, 22, 265–283) – beide wieder in der *Allgemei-*

---

2 Vgl. Oellers, Norbert: „Schiller als Almanach-Autor und -Herausgeber“. In: *Literarische Leitmedien. Almanach und Taschenbuch im kulturwissenschaftlichen Kontext*. Hg. v. Paul Gerhard Klusmann u. York-Gothart Mix. Wiesbaden 1998, 120–132; Otto, Regine: „Schiller als Kommentator und Kritiker seiner Dichtungen von den *Räubern* bis zum *Don Carlos*“. In: *Weimarer Beiträge* 22 (1976) H. 6, 24–41; Fechner, Jörg-Ulrich: „Schillers *Anthologie auf das Jahr 1782*. Drei kleine Beiträge“. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 17 (1973), 291–303; Anmerkungen zur *Anthologie auf das Jahr 1782* in NA, 22, 387–388.

3 Die *Briefe über Don Carlos* schließen an die Form der Selbstrezension an; vgl. Otto: „Schiller als Kommentator und Kritiker“, S. 33.

4 Zum *Iphigenie*-Komplex vgl. Jeßing, Benedikt: „Schillers Rezeption von Goethes *Iphigenie*“. In: *Goethe-Jahrbuch* 122 (2005), 147–161; Ory-von Briskorn, Isabelle: „Goethes *Iphigenie* im Urteil Schillers“. In: *Lectures françaises et allemandes du XVIII<sup>e</sup> siècle. Deutsch-französische Interpretation des 18. Jahrhunderts. Actes du colloque interdisciplinaire tenu à l'Université de Reims Champagne-Ardenne*. Hg. v. Béatrice Dumiche, Richard Baum u. Jean-Louis Haquette. Bonn 2000, 77–97; Sharpe, Lesley: „Schiller and Goethe's *Iphigenie*“. In: *Publications of the English Goethe Society* 54 (1984) H. 1, 101–122; Miller, Norbert: „Schillers Nachdichtung der *Iphigenie in Aulis* von Euripides: Das ideale Drama des Klassizismus“. In: *Schiller und die Antike*. Hg. v. Paolo Chiarini u. Walter Hinderer. Würzburg 2008, 111–166.

5 Vgl. Robert, Jörg: *Vor der Klassik. Die Ästhetik Schillers zwischen Karlsschule und Kant-Rezeption*. Berlin u. Boston 2011, S. 293–352; Kurscheidt, Georg: „Über Bürgers *Gedichte* (1791) und andere Rezensionen“. In: *Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hg. v. Matthias Luserke Jaqui. Stuttgart u. Weimar 2011, 505–520; Alt, Peter-André: *Schiller. Leben – Werk – Zeit* 2. Aufl. München 2004, S. 231–241.

6 Vgl. Robert, Jörg: „Die Kunst der Natur – Schillers Landschaftsästhetik und die anthropologische Revision von Lessings *Laokoon*“. In: *Schillers Natur. Leben, Denken und literarisches*



nen *Literatur-Zeitung*. Sieht man von der Matthisson-Rezension ab, entstehen alle Rezensionen bis 1791. Die Allianz mit Goethe markiert zugleich das Ende von Schillers Rezensionstätigkeit. Mit dem „[g]lückliche[n] Ereignis“<sup>7</sup> des Sommers 1794 waren zentrale Ziele der Kritiken – Positionierung im literarischen Feld und effektive „Werkpolitik“<sup>8</sup> – erreicht. Damit erübrigte sich die Polemik oder wurde in andere Medien und Gattungen ausgelagert – man denke hier etwa an die *Xenien*<sup>9</sup> oder *Ueber naive und sentimentalische Dichtung*.<sup>10</sup> Doch die Rezensionen waren für Schiller eben nicht nur Instrument kalkulierender Werk- und Literaturpolitik, sondern – siehe seine frühen Selbstrezensionen – Medium der Selbstreflexion. Insofern indizieren sie eine grundsätzliche Offenheit und poetologische Orientierungsbedürftigkeit des Autors in den Jahren vor der Klassik. Wie die Übersetzungen aus klassischen Texten, die Schiller teils selbst verfasste (Buch II und IV der *Aeneis*), teils für die *Thalia* beziehungsweise *Neue Thalia* anregte,<sup>11</sup> do-

---

Schaffen. Hg. v. Georg Braungart u. Bernhard Greiner. Hamburg 2005, 139–154; Riedel, Wolfgang: „Der Spaziergang“. *Ästhetik der Landschaft und Geschichtsphilosophie der Natur bei Schiller*. Würzburg 1989.

7 So der Titel der bekanntesten autobiografischen Reminiszenz innerhalb der Schriften *Zur Morphologie* (1817). Goethe, Johann Wolfgang: „Zur Morphologie. Erster Band“. In: ders.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens: Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden* 12. Hg. v. Hans J. Becker, Gerhard H. Müller u. a. München 1989, 9–269, S. 86–90.

8 Zum Verhältnis von Rezension und ‚Werkpolitik‘ vgl. Martus, Steffen: *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*. Berlin u. New York 2007, S. 168–169.

9 Vgl. Ammon, Frieder von: *Ungastliche Gaben. Die „Xenien“ Goethes und Schillers und ihre literarische Rezeption von 1796 bis in die Gegenwart*. Tübingen 2005.

10 Überhaupt kulminiert Schillers Rezensionstätigkeit in *Ueber naive und sentimentalische Dichtung*. Der Essay lässt sich geradezu als ausgedehnte Überblicks- oder Sammelrezension zur europäischen beziehungsweise zur Weltliteratur bezeichnen. Schiller spricht selbstbewusst von einer „Geschichte der deutschen Dichtkunst“ (NA, 20, 458). *Ueber naive und sentimentalische Dichtung* dokumentiert auch, wie sich Schillers weltliterarischer Horizont seit den schwäbischen Interventionen gegen Stäudlin geweitet hat. Einerseits kommen neue, moderne Literaturen wie die italienische (Ariost) hinzu, andererseits sensibilisiert die Vergil-Übersetzung für die spezifische historische Funktion der römischen Literatur (hier vor allem Horaz), die im Verhältnis zur griechischen Antike bereits in einer sentimentalischen Position gesehen wird. In einem großen, weltliterarischen *conspectus* erscheint Horaz als der „wahre[] Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart“ (NA, 20, 432), zugleich „in derselben ein noch nicht übertroffenes Muster“ (ebd.). Vgl. dazu Robert: *Vor der Klassik*, S. 13.

11 Vgl. Dröse, Astrid u. Jörg Robert: „Editoriale Aneignung und usurpierte Autorschaft. Schillers ‚Thalia‘-Projekt“. In: *Zeitschrift für Germanistik N. F.* 27 (2017) H. 1, 108–131, hier S. 119–125; Robert, Jörg: „Klassizität in der Modernität. Schillers Antike(n) und der Beginn der Klassik“. In: *Schiller im philosophischen Kontext*. Hg. v. Cordula Burtscher u. Markus Hien. Würzburg 2011, 165–180.

kumentieren auch die Besprechungen einen Lernprozess. Dieser wird durch die empirische Analyse von Texten – eigener wie fremder –, der konkreten sprachlich-stilistischen sowie metrischen Techniken und unter Berücksichtigung weiterer ästhetischer Kategorien vorangetrieben, um der „Anarchie [...] der poetischen Kritik“ zu begegnen.<sup>12</sup>

Aus diesem Wechselspiel von empirischer Zergliederung und deduktiver Gesetzgebung erklärt sich dann auch die Zweigliedrigkeit etwa der Bürger- und Matthisson-Rezension, in denen die theoretischen Maßstäbe für die eigentliche Besprechung in einem vorgeschalteten ersten Teil zunächst entwickelt werden. Die Rezensionen waren das, was Schiller als eine praktische Theorie der Dichtkunst begriff.<sup>13</sup> Wenn Herbert Meyer in der Einleitung zu den *Vermischten Schriften* der Nationalausgabe schreibt: „[Schillers] Kritiken sind scharf und ätzend, rücksichtslos und ohne Erbarmen“ (NA, 22, 342), so trifft dies nicht nur auf die publizistische Kampagne gegen Stäudlin und Bürger zu. Vielmehr ist hier auch Schillers illusionslose Haltung gegenüber den eigenen Texten, Potenzialen und Unsicherheiten einzubeziehen, die sich in die zweite Periode seiner Rezensionstätigkeit einschreibt.

An diesem Punkt kommt nun die Rhetorik ins Spiel. Schillers Rezensionen stehen in einer Tradition rhetorischer Literarkritik, die bis in die Antike zurückreicht.<sup>14</sup> Schon Quintilian beschreibt literarische Kritik als wichtigen Bestand-

---

**12** Schiller schrieb in einem Brief an Goethe am 7. September 1794: „Bey der Anarchie, welche noch immer in der poetischen Kritik herrscht und bey dem gänzlichen Mangel objectiver Geschmacksgesetze befindet sich der Kunstrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er seine Behauptung durch Gründe unterstützen will; denn kein Gesetzbuch ist da, worauf er sich berufen könnte. Will er ehrlich seyn, so muß er entweder gar schweigen, oder er muß (was man auch nicht immer gerne hat) zugleich der Gesetzgeber und der Richter seyn. Ich habe in jener Recension die letzte Parthey ergriffen“ (NA, 27, 40).

**13** Schiller spricht in einem Brief an Christian Gottfried Schütz vom 22. Januar 1802 im Kontext der Arbeit an der *Jungfrau von Orleans* von ‚praktischer Produktion‘, um jene Art von Herstellungswissen zu bezeichnen, das die Kluft zwischen den „beyden Operationen, des poetischen Hervorbringens und der theoretischen Analysis, [die] wie Nord- und Südpol von einander geschieden“ erscheinen, (NA, 31, 95) überwindet. Vgl. Wilm, Marie-Christin: „Die *Jungfrau von Orleans*, tragödien-theoretisch gelesen. Schillers ‚Romantische Tragödie‘ und ihre praktische Theorie“. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 47 (2003), 141–170.

**14** Literaturkritik ist seit „der griechischen Antike bis ins 18. Jh. hinein eine weitgehend vom System der Alten Rhetorik sowie von der Rhetorik als sprachliches Verfahren geprägte Gattung“; Neuhäus, Stefan: „Literaturkritik“. In: *Handbuch Literarische Rhetorik*. Hg. v. Rüdiger Zymner. Berlin u. Boston (2015), 193–220, S. 194–195; zum Verhältnis von Rhetorik und Poetik Robert, Jörg: „Poetologie“. In: *Handbuch Literarische Rhetorik*, 303–332. An dieser Stelle sei außerdem auf die ausführliche Studie von Ueding verwiesen: Ueding, Gert: *Schillers Rhetorik. Idealistische Wirkungsästhetik und rhetorische Tradition*. Tübingen 1971.

teil der Ausbildung des Redners.<sup>15</sup> Im achtzehnten Jahrhundert verschiebt und erweitert sich die Rolle des Literaturkritikers: Schillers Rezensionen stehen zum einen im Zeichen des sich ausbildenden literarischen Feldes; in dieser Hinsicht sind Lessings Kritiken für Schiller modellbildend.<sup>16</sup> Zum anderen bleiben sie der humanistischen Tradition der *ars critica* verpflichtet, deren wesentliche Aufgabe einerseits Stil- und Sprachkritik, andererseits (und vor allem) die „*imitatio*-Kontrolle“<sup>17</sup> darstellt. Diese Überprüfung der gelungenen oder misslungenen Nachahmung der klassischen Modelle spielt im Kontext der Schiller'schen Rezensionen und der eigenen Übersetzungspraxis eine zentrale Rolle.<sup>18</sup>

Mit den Schlagworten Stil- und Sprachkritik ist auch das Spektrum von Schillers rhetorischer Poetik der Rezension umschrieben. Dabei ist *ein* Konzept von bislang nicht erkannter Bedeutung: der seit der Frühen Neuzeit für die Spracharbeit und die Poetologie zentrale Sprachpurismus, das heißt die Forderung nach Sprachreinheit (*puritas sermonis*). Diese These möchten wir im Folgenden in fünf Schritten entfalten. Zunächst (2.) verorten wir Schiller in den zeitgenössischen Debatten um Sprachreinheit, die vor allem von Joachim Heinrich Campe ausgehen. In einem weiteren Schritt (3.) beleuchten wir, inwiefern Schiller in seinen Werken sprachpuristische Ziele und Ideale verfolgt. Besonders sinnfällig werden sprachpuristische Kriterien in den Rezensionen. Wir konzentrieren uns zunächst (4.) auf die Rezension zu Carlo Goldonis dreibändigen Memoiren in der Übersetzung von Georg Gottlieb Schaz (1788) und schließlich (5.) auf die Bürger-Rezension. Diese zeigt (6.) den kathartischen Impuls, die eigene „rhetorische Manier“ (NA, 29, 140) im Rückgriff auf Kriterien der rhetorischen Stilistik auszutreiben. Das Konzept der Reinigung wird über den genuinen Sprachpurismus hinaus zur Voraussetzung von Klassizität.

---

**15** Vgl. Quintilian, Marcus Fabius: *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher* 1. Hg. und übers. v. Helmut Rahn. 3. Aufl. Darmstadt 2006, S. 44–47 (1, 4, 1–3).

**16** Vgl. Robert: *Vor der Klassik*, S. 297–298; Vollhardt, Friedrich: *Gotthold Ephraim Lessing. Epoche und Werk*. Göttingen 2018, S. 153–161.

**17** Jaumann, Herbert: *Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius*. Leiden, New York u. Köln 1995, S. 164.

**18** Vgl. Kitzbichler, Josefine, Katja Lubitz u. Nina Mindt (Hg.): *Dokumente zur Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800*. Berlin u. New York 2009; Nebrig, Alexander u. Daniele Vecchiato (Hg.): *Kreative Praktiken des literarischen Übersetzens um 1800. Übersetzungshistorische und literaturwissenschaftliche Studien*. Berlin u. Boston 2019, hier besonders Pinna, Giovanna: „Das Original erschaffen. Zu Schillers Übersetzungsstrategien“. In: *Kreative Praktiken*, 157–176; Kortländer, Bernd u. Sikander Singh (Hg.): „*Das Fremde im Eigensten*“. *Die Funktion von Übersetzungen im Prozess der deutschen Nationenbildung*. Tübingen 2011.

## 2 Poetik und Purismus – Schiller und Goethe im Widerstreit mit Campe

Sprachpurismus ist ein Thema der Rhetorik, genauer der Stilistik. Ausgangspunkt ist die elokutionelle Basisanforderung der *puritas sermonis* beziehungsweise des *sermo purus*.<sup>19</sup> Damit ist die „idiomatisch korrekte Ausdrucksweise“<sup>20</sup> gemeint, die sich in der Forderung nach *Hellenismós*, *Latinitas* oder *Germanitas* konkretisiert.<sup>21</sup> Im Deutschland der Frühen Neuzeit war die Forderung nach Reinheit der Sprache Teil der allgemeinen „Spracharbeit“<sup>22</sup>. Zu ihr gehörten die Vermeidung archaischer und dialektaler Wendungen, vor allem aber – insbesondere seit den 1640er Jahren – die Kritik an Fremdwörtern. Eine Identitätsdebatte, die kulturkritisch gegen „Frömdgierigkeit“<sup>23</sup> und das sogenannte Alamodewesen zielte, flankierte die Bemühungen. Institutionell konzentrierten sich Spracharbeit und -purismus in Deutschland in den Sprachgesellschaften, deren bedeutendste die Fruchtbringende Gesellschaft war. All diesen sozietären Bewegungen ging es um eine „bewußte, gezielte Kultivierung der deutschen Sprache“<sup>24</sup>. Der eigentliche Purismus, die Forderung nach Reinheit beziehungsweise Reinigung der Sprache, war nur ein Teilaspekt der umfassenderen Spracharbeit des siebzehnten Jahrhunderts, die im achtzehnten Jahrhundert über Leibniz, Thomasius und Gottsched beinahe bruchlos in der Sprachpflege des neunzehnten Jahrhunderts fortge-

**19** Vgl. Quintilian: *Ausbildung des Redners* 1, S. 664–665 (5, 14, 33) und Quintilian: *Ausbildung des Redners* 2, S. 566–567 (11, 1, 53); auch „emendate loquendi regulam“ (Quintilian: *Ausbildung des Redners* 1, S. 60–61 (1, 5, 1)).

**20** So die Definition von *Latinitas*, *sermo purus* und weiteren Begriffen in Lausberg, Heinrich: *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. 4. Aufl. Stuttgart 2008, S. 254.

**21** Vgl. Hafner, Jochen u. Ursula Kocher: „Purismus“. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* 7. Hg. v. Gert Ueding. Tübingen 2005, 485–501.

**22** Hundt, Markus: „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. *Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz*. Berlin u. New York 2000.

**23** Schottelius, Justus Georg: *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache. 1663* 1. Hg. v. Wolfgang Hecht. Tübingen 1967, S. 167. Vgl. auch Conermann, Klaus: „Purismus in der Spracharbeit der Fruchtbringenden Gesellschaft? Zur Bedeutung von Richtigkeit und Reinheit in der Puritas- und Decorum-Rhetorik der deutschen Sprachreform im 17. Jahrhundert“. In: *Muttersprache* 3 (2013), 181–205, hier S. 181.

**24** Polenz, Peter von: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart: 17. und 18. Jahrhundert* 2. Berlin u. New York 1994, S. 107.

setzt wurde. Schiller selbst war 1784, während seiner Zeit am Mannheimer Theater, Mitglied einer solchen Sozietät, der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft.<sup>25</sup>

Obwohl die Spracharbeit seit der Frühen Neuzeit ein gesamteuropäisches Phänomen darstellte,<sup>26</sup> bildeten sich je nach Sprach- und Kulturraum spezifische Signaturen heraus.<sup>27</sup> In der deutschen Sprachdebatte wurde seit dem siebzehnten Jahrhundert die Idee einer invarianten Natur und Essenz des Deutschen mit kulturpatriotischem, teilweise religiösem Eifer vorgetragen.<sup>28</sup> Bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein war der Antagonismus zu Frankreich beziehungsweise zum Französischen dominant.<sup>29</sup> Seit dem Sturm und Drang, dann verstärkt im Gefolge der Befreiungskriege, traten die kulturpatriotischen Töne innerhalb der Sprachdebatte erneut in den Vordergrund,<sup>30</sup> eine Entwicklung, die ihren Höhepunkt Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit dem *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm erreichte.<sup>31</sup> In der programmatischen Vorrede zum ersten Band (1854) setzte Jacob Grimm die aus dem siebzehnten Jahr-

---

**25** Zu den sprachpolitischen Zielen dieser Sozietät vgl. Erb, Andreas: „Johann Jakob Hemmer und die Kurpfälzische Deutsche Gesellschaft Mannheim“. In: *„Die Fernunft siget“: der kurpfälzische Universalgelehrte Johann Jakob Hemmer (1733–1790) und sein Werk*. Hg. von Gerhard Bauer, Kai Budde u. a. Bern 2010, 125–148. Kreutz, Wilhelm: „Friedrich Schiller und die Konflikte in der und um die ‚Kurfürstliche Deutsche Gesellschaft‘ in den frühen 1780er Jahren“. In: *Mannheimer Geschichtsblätter* 16 (2008), 72–81.

**26** Der Sprachpurismus in Deutschland, Frankreich und Italien im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ist Gegenstand des Teilprojekts A03 „Purismus – Diskurse und Praktiken der Sprachreinheit“ (Projektleitung: Sarah Dessì Schmid und Jörg Robert) im Rahmen des Tübinger Sonderforschungsbereichs 1391 *Andere Ästhetik*. Vgl. auch Robert, Jörg: „Ideale Idiome. Die frühneuzeitliche Sprachdebatte zwischen Poetik und Medienrevolution“. In: *Wolfenbütteler Renaissance-Mitteilungen* 36 (2015) H. 2, 109–139.

**27** Vgl. Dessì Schmid, Sarah: „Reine Theorie – hybride Praxis: Purismus in der italienischen Sprachgeschichte“. In: *Streifzüge durch die Romania. Festschrift für Gabriele Beck-Busse zum 60. Geburtstag*. Hg. v. Astrid Lohöfer u. Kirsten Süselbeck. Stuttgart 2017, 67–94.

**28** Ausgangspunkt ist Martin Opitz in seinem *Aristarchus, sive de contemptu linguae Teutonicae* (1617); vgl. Robert, Jörg: „*Vetus Poesis – nova ratio carminum*. Martin Opitz und der Beginn der Deutschen Poeterey“. In: *Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert*. Hg. v. dems. u. Jan-Dirk Müller. Münster u. Berlin 2007, 397–440.

**29** Vgl. Göttert, Karl-Heinz: *Die Sprachreiniger. Der Kampf gegen Fremdwörter und der deutsche Nationalismus*. Berlin 2019.

**30** Vgl. dazu vor allem die Arbeiten von Andreas Gardt: (Hg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin u. New York 2000; ders.: *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin u. New York 1999.

**31** Vgl. Gardt: *Geschichte der Sprachwissenschaft*, S. 260–267; Martus, Steffen: *Die Brüder Grimm. Eine Biographie*. Berlin 2009, S. 480–494.

hundert bekannte „Vergegenständlichung [des Deutschen; Ergänzung der Verfasser] zu einer organischen Größe“<sup>32</sup> mit neuer Emphase fort. Sakralisierend ist vom Wörterbuch als „heiligthum der sprache“ und „denkmal des volks“<sup>33</sup> die Rede. Aufgrund dieser engen Wechselbeziehung von Sprache und Volk, die auf Herders Kulturanthropologie aufbaute, verfolgten die Grimms einen konsequenten Sprachpurismus. „[F]remde wörter“ (Kap. 6 der Vorrede) sollten dabei aus dem Tempel des Eigenen ausgeschlossen werden.<sup>34</sup> Grimms Ausführungen zeigen also die Kontinuitäten der frühneuzeitlichen Sprachdebatte in Deutschland.

Bereits zwischen Revolution und Untergang des Alten Reiches nahm die Sprachdebatte neue Fahrt auf und wurde dabei zu einem – oft übersehenem – Faktor der Literaturgeschichte.<sup>35</sup> Dies manifestiert sich zum Beispiel in einem Preisausschreiben, das die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin im April 1792 auslobte. Die programmatische Eingangsfrage lautete, ob „vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt und besonders der Teutschen möglich und nothwendig“<sup>36</sup> sei.

---

32 Gardt: *Geschichte der Sprachwissenschaft*, S. 262.

33 Grimm, Jacob: „Vorrede“. In: ders. u. Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch* 1. München 1984, Sp. XII.

34 „Alle sprachen, solange sie gesund sind, haben einen naturtrieb, das fremde von sich abzuhalten und wo sein eindrang erfolgte, es wieder auszustoszen, wenigstens mit den heimischen elementen auszugleichen.“ Ebd., Sp. XXVI. Lehnwörter werden von Grimm hingegen akzeptiert: „Unmöglich wäre die ausschließung aller solcher, die im boden unsrer sprache längst wurzel gefasst und aus ihr neue sprossen getrieben haben, sie sind durch vielfache ableitung und zusammensetzung mit der deutschen rede so verwachsen, dasz wir ihrer nicht entbehren können.“ Ebd., Sp. XXVII.

35 Der Grund hierfür liegt in der disziplinären Isolierung der literatur- beziehungsweise sprachhistorischen Forschung. Zwischen den Studien zur historischen Linguistik und den Studien der Literaturwissenschaft zur ‚Sprachkrise‘ um 1800 scheint es keinerlei Berührung zu geben. Exemplarisch sei verwiesen auf Schneider, Sabine M.: *Die schwierige Sprache des Schönen. Moritz‘ und Schillers Semiotik der Sinnlichkeit*. Würzburg 1998; Bartl, Andrea: *Im Anfang war der Zweifel. Zur Sprachskepsis in der deutschen Literatur um 1800*. Tübingen 2005. In den meisten sprachgeschichtlichen Darstellungen fehlen die Bezüge zur Literatur. In welcher Weise sich beide Sphären – Spracharbeit und Literaturpolitik – durchdrangen, gerät kursorisch nur bei Polenz in den Blick.

36 Zitiert nach Kirkness, Alan: *Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789–1871. Eine historische Dokumentation* 1. Tübingen 1975, S. 69. Einen historisch breiten Überblick bieten Hafner u. Kocher: „Purismus“; Gardt, Andreas: *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. Berlin u. New York 1994; ders.: *Nation und Sprache*; ders.: *Geschichte der Sprachwissenschaft*; Hundt: *„Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert*; Vitale, Maurizio: *L'oro nella lingua. Contributi per una storia del tradizionalismo e del purismo italiano*. Mailand u. Neapel 1986. Zum achtzehnten Jahrhundert vgl. Leweling, Beate: *Reichtum, Reinigkeit und Glanz – Sprachkritische Konzeptionen in der Sprachreflexion des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Sprachbewußtseinsgeschichte*. Frankfurt/Main u. a. 2005.

Gewinner war Joachim Heinrich Campe (1746–1818), der neben Johann Christoph Adelung (1732–1806) bedeutendste Sprachpfleger und Sprachreiner um 1800.<sup>37</sup>

Schiller nahm in den 1790er Jahren großen Anteil an Diskussionen um die Sprachpflege, seine Position in diesen Debatten ist jedoch nicht leicht zu bestimmen. Bei aller Sensibilität für die Sprachnatur des Deutschen war er kein Anhänger eines strikten Purismus; nationalistische Töne lagen ihm ohnehin fern. Schillers ambivalente Position in der Sprachdebatte zeigt sich deutlich in der Auseinandersetzung mit Joachim Heinrich Campe. Sie ging unter anderem von Campes 1794 erschienener Abhandlung *Ueber die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache*<sup>38</sup> aus, die überarbeitete Fassung seiner Preisschrift, in der er sich gegen den Fremdwortgebrauch „selbst einige[r] unserer besten Schriftsteller, z. B. [...] Wieland“<sup>39</sup>, richtete. Der „Lieblingsschriftsteller Deutschlands“ solle – so eine Forderung Campes – die Sprache seiner Werke, „durch sorgfältige Reinigung derselben von ausländischen Flitterwörtern, gemeinverständlich und musterhaft [...] machen.“<sup>40</sup> Schiller trat diesem Reinigungsplan, den Wieland als „Sprach-Jakobinismus“ tadelte<sup>41</sup>, in einer

---

37 Vgl. Gardt, Andreas: „Nation und Sprache in der Zeit der Aufklärung“. In: *Nation und Sprache* (2000), 169–198, S. 189–192; Orgeldinger, Sibylle: *Standardisierung und Purismus bei Joachim Heinrich Campe*. Berlin u. New York 1999; Kirkness: *Zur Sprachreinigung* 1, S. 78–86 u. 90–125; Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte* 2, S. 126–134.

38 Campe hatte sein Purismus-Konzept – eine Abhandlung mit ersten Teilen eines Wörterbuchs – zunächst im November 1790 unter dem Titel *Proben einiger Versuche von deutscher Sprachbereicherung* im *Braunschweigischen Journal* dargelegt (Separatdruck: Braunschweig 1791); ein *Zweiter Versuch deutscher Sprachbereicherung* folgte 1792. Die Schrift anlässlich des von der Königlichen Akademie der Wissenschaften ausgeschriebenen Wettbewerbs zum Thema Sprachreinheit, mit der Campe gewann, stammt aus dem Jahr 1793 (Titel: *In vitium ducit culpae fuga, si caret arte*). Ihre erweiterte Fassung erschien 1793 unter dem Titel *Ueber die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache. Dritter Versuch*. Dazu ausführlich Kirkness: *Zur Sprachreinigung* 1, S. 90–125. Weitere Nachträge und Ergänzungen folgten, wobei Campe stets produktiv Kritik umsetzte (zum Beispiel von Johann Joachim Eschenburg). Campes Bestrebungen mündeten schließlich in einem Großprojekt: einem umfangreichen *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke* (1801–1813 in mehreren, erweiterten Auflagen erschienen) mit rund 50.000 Einträgen, von denen etwa 1.100 neue deutsche Wortschöpfungen sind.

39 Campe, Heinrich Joachim: *Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. Dritter Versuch*. Braunschweig 1794, S. LXXXI.

40 Ebd.

41 Wieland hatte in einem langen Brief an Campe vom 26. Januar 1801 dessen Polemik gekontert: „Bey allem dem besorge ich keines wegs Sie zu beleidigen, wenn ich freymüthig gestehe, daß Ihre vortreffliche und in so manchem Betracht bewundernswürdige Arbeit [...] den Dank der Nation noch mehr verdienen würde, wenn Sie Ihren Eifer, an unsrer Sprache zu thun was Luther einst an dem Glauben unserer Väter that, nicht bis zu einer Art (sit venia verbo!) von Sprach-Jakobinismus trieben“. Eine „beträchtliche Anzahl von fremden Wörtern“ habe „schon

Reihe von *Xenien im Musen-Almanach für das Jahr 1797* entgegen.<sup>42</sup> Die markantesten seien hier zitiert:

E r i d a n u s

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,  
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand. (NA, 1, 319)

D e r P u r i s t

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,  
Nun so sage doch Freund, wie man P e d a n t uns verdeutscht. (NA, 1, 328)

Campe, der sich unschwer als Adressat erkennen konnte, verfasste als Replik in seinen *Beiträgen zur weitem Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden* ein „Gegengeschenk für die Verfasser der *Xenien*“<sup>43</sup>. Seine Antwort nimmt direkt auf das *Xenion Der Purist* Bezug:<sup>44</sup>

A n t w o r t .

Gib, auf meine Gefahr, ihm deinen eignen Namen;  
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiß.  
Der Sprachreiniger.<sup>45</sup>

Offenbar wird mit diesem „Gegengeschenk“ vor allem Goethe bedacht, dem Campe eine vorausgehende Abhandlung in den *Beiträgen* widmet.<sup>46</sup> In einem weiteren Epigramm hatte sich Schiller auf das besagte sprachpuristische Großprojekt Campes (1795–1797)<sup>47</sup> bezogen:

---

seit Jahrhunderten wo nicht das Bürgerrecht, wenigstens eine Art von Kothsaßen- und Hinter-sättler-Recht erhalten“ und sei „von unsern besten Schriftstellern“, nämlich „Klopstock, Lessing, Rammler, Utz, Herder, Göthe und Schiller gebraucht worden“. Wieland, Christoph Martin: „An Joachim Heinrich Campe. Oßmannstedt, 26. Januar 1801. Montag“. In: *Wielands Briefwechsel* 15,1: Juli 1799–Juni 1802. Hg. v. Thomas Lindenberg u. Siegfried Scheibe. Berlin 2004, 348–353, S. 349. Vgl. hierzu auch Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte* 2, S. 132.

<sup>42</sup> Zu den *Xenien*, den literaturhistorischen Kontexten, der Publikationsgeschichte und Gattungstradition vgl. Ammon: *Ungastliche Gaben*.

<sup>43</sup> Campe, Joachim Heinrich: „Doppelverse (Distichen), ein Gegengeschenk für die Verfasser der *Xenien* in Schillers *Musen-almanache*“. In: *Beiträge zur weitem Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden* 3 (1797) H. 7, 179–182, S. 179.

<sup>44</sup> Von Ammon bezeichnet die von Campe gewählte Form der *Xenien*-Kontrafaktur als „Reaktions-Typus“; von Ammon: *Ungastliche Gaben*, S. 165.

<sup>45</sup> Campe: „Doppelverse“, S. 180.

<sup>46</sup> Vgl. Anm. 50.

<sup>47</sup> Campe hatte 1795 eine Expertengruppe (unter anderem Eschenburg, Kinderling, Rüdiger und Heynatz) um sich versammelt, die die Werke bedeutender deutscher Autoren mit Blick auf ihren Sprachgebrauch untersuchte. Die Ergebnisse wurden in den drei Bänden der besagten *Beiträge zur weitem Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden* veröffentlicht. Vgl. Kirkness: *Zur Sprachreinigung* 1, S. 129.



G e s e l l s c h a f t v o n S p r a c h f r e u n d e n  
 O wie schätz ich euch hoch! Ihr büstet sorglich die Kleider  
 Unserer Autoren, und, wem fliegt nicht ein Federgen an? (NA, 1, 327)

Campe konterte:

M i t E r l a u b n i ß!  
 Euro Gnaden vergönnen, daß wir büersten Hochlhnen  
 Auch ein Federgen ab; sehn Sie, Federchen heißt's!  
 Die Sprachfreunde.

V e r g e b l i c h e A r b e i t.  
 Aber wir büersten umsonst; denn alles an dir ist Feder:  
 Weil du als Phönix dir selbst, Andern als Gimpel erscheinst.<sup>48</sup>

Die in den *Xenien* ausgefochtene Kontroverse könnte den Eindruck erwecken, dass sich hier zwei Lager unversöhnlich gegenüberstehen. Das trifft jedoch nicht zu. Alan Kirkness, der die Fehde zwischen den Weimarnern und Campe gewürdigt hat, warnt ausdrücklich davor, falsche Rückschlüsse zu ziehen: Keineswegs sei davon auszugehen, dass Goethe und Schiller „die Sprachreinigung grundsätzlich ablehnten, von der Reinheit der Sprache ganz zu schweigen.“<sup>49</sup> Dieser Widerspruch ist bereits Campe aufgefallen: In seiner Polemik in den *Beiträgen* wendet er den Spott der *Xenien*-Verfasser gegen diese selbst. Den *Anti-Xenien* gehen nämlich die oben angedeutete Abhandlung *Bemerkungen über des Hrn. Geheimen-Raths von Göthe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen* voraus. Hier führt Campe zahlreiche Beispiele aus dem Wortschatz des *Wilhelm Meister* an, die belegen sollen, dass Goethe selbst einen maßgeblichen Beitrag zum „Geschäfte der Verdeutschung“ leiste.<sup>50</sup>

---

<sup>48</sup> Campe: „Doppelverse“, S. 179.

<sup>49</sup> Kirkness: *Zur Sprachreinigung* 1, S. 138.

<sup>50</sup> „Was besonders unsern Glauben, daß die Benennungen: Purist u. s. w. in diesem *Musen* = *almanache* keine schimpfende, sondern vielmehr eine schmeichelhafte Bedeutung haben müssen, bis zur Zuversicht erhebt, ist die Bemerkung: daß der Herr GeheimeRath von Göthe – der doch gewiß kein Kleiderbürster, kein Waschweib und kein Pedant im gewöhnlichen prosaischen Sinne dieser Wörter ist, und dem, wäre er es auch, sein Freund Schiller es gewiß nicht so vor allen Leuten würde ins Angesicht sagen, oder sagen lassen – sich in seinen neuesten Schriften sichtbar und rühmlich beieffert, unserer Sprache, so weit seine Kenntniß derselben reicht, gerade ebendenselben Dienst zu leisten, um dessentwillen jene Sprachforscher mit jenen Benennungen belegt werden. Denn I. liegt er [...] dem Geschäfte der Verdeutschung selber ob, und bildet, statt der [...] fremden Wörter, neue deutsche, oder hilft gute altdeutsche Wörter, die das nämliche sagen, aus ihrer unverdienten Vergessenheit ans Licht hervorziehn [...]“. Campe, Joachim Heinrich: „Bemerkungen über des Hrn. GeheimenRaths von Göthe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen“. In: *Beiträge zur weitem Ausbildung der Deutschen Sprache*

### 3 Purismus und Poetik – Schillers Fremdwortgebrauch

Schillers Haltung zur Purismusfrage ist von ambivalent. Dass er bei seiner Polemik vor allem den Rigorismus Campes im Blick hatte – weniger das Anliegen selbst –, geht aus dem Vorwurf der Pedanterie hervor. Sein eigener Umgang mit Fremdwörtern ist dabei nach Schaffensperiode, Gattung und Funktion zu differenzieren – dazu im Folgenden nur einige wenige Schlaglichter: Schon die *Xenien* lassen vermuten, dass Schiller ein liberales Verhältnis zu Fremdwörtern pflegte. Immer wieder setzt er diese als Stilelement ein; man könnte sogar von einer Poetik des Fremdworts sprechen. Für Schiller war der Gebrauch von oder der Verzicht auf Fremdwörter eine Frage des Stils, die stets auf die Forderung nach Angemessenheit (*aptum*) bezogen war. Peter von Polenz hat bemerkt, dass Schiller „seinen ausgiebigen Fremdwortgebrauch bei der Überarbeitung seiner Schriften stark gemildert [und] Fremdwörter in poetischen Texten ohnehin gemieden“<sup>51</sup> habe. Diese Tendenz scheint ein Brief an Christian Gottfried Körner vom 26. März 1790 zu bestätigen, in dem Schiller die Gedichtentwürfe des Freundes kritisch analysiert. Er schreibt: „Lateinische Wörter wie Cultur fallen in der Poesie etwas widrig auf.“ (NA, 26, 11)

Hat Schiller selbst diese Empfehlung beherzigt? Eine Untersuchung der großen Gedichte dieser Zeit wie *Die Götter Griechenlandes* (1788) und *Die Künstler* (1789) deutet grundsätzlich darauf hin. Gelegentliche Abweichungen und Auffälligkeiten hinsichtlich des Fremdwortgebrauchs stechen dabei gerade besonders hervor: Wir greifen im Folgenden exemplarisch *Die Künstler* heraus. In diesem philosophischen Gedicht – dem umfangreichsten Schillers – finden sich vor allem exquisite Namen aus der griechischen Mythologie (zum Beispiel „Orionen“, NA, 1, 202, 54; „Urania“, NA, 1, 202, 59) oder Terminologie aus der griechischen Kultur, die den kulturgeschichtlichen Ausführungen eine klassizistische Weihe verleiht. Einzelne eher technische Fremdwörter griechischer Herkunft ziehen die Aufmerksamkeit auf sich: Das „Symbol des Schönen und des Großen“ (NA, 1, 202, 44) stellt assoziativ die Verbindung zwischen griechischer Kunst be-

---

3 (1797) H. 7, 168–178, S. 169–170. Daneben verwende Goethe neue Verdeutschungsvorschläge anderer Autoren, bilde selbst neue deutsche Wörter, die er zum Teil regionaler Dialekte entlehne, und gehe dabei sogar „weiter, als die von dem Xenienstreiber sogenannten Waschfrauen und Pedanten“ (ebd., S. 170). So verwende Goethe im *Wilhelm Meister* zum Beispiel „[m]arkten“ (ebd., S. 171) für „marchandieren“ (ebd.), „Strengling“ (ebd., S. 172; die folgenden Zitate ebd.) für „Rigorist“, „Selbstigkeit“ für „Egoismus“ oder „Ergebung“ (ebd., S. 173) für „Resignation“ (ebd.).

51 Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte* 2, S. 132.

ziehungsweise Kunstreligion und christlichem Glaubensbekenntnis her (*Symbolum Nicaenum*).<sup>52</sup> Das Wort „Harmonie“ (NA, 1, 209, 285 u. 316) ruft ein Schlüsselideal des Klassizismus auf; in neugebildeten Komposita und Metaphern durchzieht es leitmotivisch, fast beschwörend das Gedicht (vgl. „in harmonischem Band“, NA, 1, 204, 119; „Harmonienbach“, NA, 1, 209, 299; „im Harmonienmeere“, NA, 1, 209, 307; „Harmonienspiele“, NA, 1, 212, 414). Ähnlich programmatischen Charakter haben Begriffe wie „Symmetrie“ (NA, 1, 209, 287) oder „Grazie“ (NA, 1, 210, 330), während „Phantom“ (NA, 1, 204, 130) für die Schattenbilder der Kunst die leicht polemische Umdeutung des platonischen Höhlengleichnisses betont. Die wenigen Beispiele zeigen, dass Schiller Fremdwörter sehr gezielt einsetzt, um bestimmte programmatische Verfremdungseffekte zu erzielen: Der singuläre ästhetische *terminus technicus* zieht inmitten eines von Fremdwörtern gereinigten Umfeldes besondere Aufmerksamkeit auf sich.

Dieses Wechselspiel von Sprachreinigung und gezieltem Fremdwortgebrauch stellt eine Eigenart von Schillers lyrischer Diktion dar. Eine ganz andere Poetik des Fremdworts lässt sich beim frühen Schiller beobachten: In der *Anthologie auf das Jahr 1782* werden Fremdwörter etwa als Mittel der Satire eingesetzt. Als Beispiel seien die letzten beiden Strophen des Gedichtes *Die Journalisten und Minos* (1781) zitiert. Die Effekte der Sprachmischung (französische Fremdwörter, Latein, Rotwelsch) werden sofort sichtbar:

Und nun ihr guten Christen  
 Beherzigt den Traum!  
 Fragt ihr nach Journalisten,  
 So sucht nur ihren Daum!

Sie bergen oft die Lücken,  
 Wie Jauner ohne Ohr  
 Sie helfen mit Perücken, –  
 Probatum! Gut davor!  
 (NA, 1, 45, 81–88)

Diese satirische Fremdwortpoetik hat ihre Wurzeln in der komischen Versdichtung der Aufklärung (vor allem Wieland) und wird in brillanter Weise bei Heinrich Heine wiederkehren (zum Beispiel in *Deutschland. Ein Wintermärchen*).

---

<sup>52</sup> Zu solchen Überblendungs- und Syntheseeffekten, die sich als *parodia classica* christlicher Ideen verstehen lassen vgl. Robert, Jörg: „Die Kunst, o Mensch, hast du allein“. Kunstreligion und Autonomie in Schillers Gedicht *Die Künstler*“. In: *Literatur und praktische Vernunft*. Hg. v. Frieder von Ammon, Cornelia Rémi u. Gideon Stiening. Berlin u. Boston 2016, 393–412, S. 400–408.

Einem anderen Kalkül gehorcht der Gebrauch von Fremdwörtern in Schillers Prosa. Zahlreiche philosophische Essays enthalten ästhetische ‚Kunstwörter‘, also Fachbegriffe, im Titel (‚tragisch‘, ‚pathetisch‘, ‚naiv‘ oder ‚sentimentalisch‘). Dies gilt vor allem für das Wort ‚ästhetisch‘ selbst. Was aus heutiger Sicht unauffällig erscheint, war um 1800 durchaus noch markiert und keineswegs unumstritten. So muss sich Schiller in einem Brief an Christian Garve vom 25. Januar 1795 wegen des Gebrauchs des fremden Wortes ‚ästhetisch‘ in seinen *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* rechtfertigen:

In Ihrem letzten Briefe, für den ich Ihnen herzlich danke, machten Sie gegen den Gebrauch des Wortes: *a e s t h e t i s c h* einige Einwendungen. Auch ich liebe es nicht, dem nicht-gelehrten Leser das Verständniß einer Schrift, welche philosophische Wahrheiten popular machen soll, durch Einmischung von Kunstwörtern zu erschweren. Wenn aber der Zusammenhang der Sätze diese Kunstwörter erklärt, ja, wenn man denselben ihre Erklärung ausführlich beyfügt, wie ich in solchen Fällen immer beobachte, so halte ich es für einen Gewinn, solche Worte allmählig mehr in Umlauf zu bringen, weil dadurch die Bestimmtheit im Denken nothwendig befördert werden muß. (NA, 27, 126)

Schillers Rechtfertigung wirft ein Schlaglicht auf das Projekt der ästhetischen Erziehung selbst: Der Versuch, „philosophische Wahrheiten popular“ zu machen, hat auch eine lexikografische Komponente. Ästhetische Erziehung heißt eben auch Sprachbildung und Begriffserziehung, wozu sich Fremdwörter als „Kunstwörter“ besonders eignen.

Wie schon an den *Künstlern* bemerkt, betreibt Schiller Begriffspolitik in *aestheticis*<sup>53</sup>: Der Einsatz von Fremdwörtern beschränkt sich in den Abhandlungen dementsprechend auf ästhetische Kategorien und Begriffe, die im Zentrum der Untersuchungen stehen. Die weiteren Ausführungen vermeiden dann weitgehend alle Kunstwörter. Der erste ästhetische Brief berührt dieses Problem im Kontext der Zurückweisung „schulgerechter Formen“ (NA, 20, 309). Damit ist nicht nur die akademische Form gemeint, in der die „Kantische[n] Grundsätze“ (ebd.) etwa in der *Kritik der Urteilskraft* vorliegen, sondern eben auch der Gebrauch fremdsprachiger *termini technici*: „Man befreye sie [die Kantischen Grundsätze; Ergänzung der Verfasser] von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Aussprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinktes erscheinen [...]“ (NA, 20, 310)

---

53 Vgl. Robert: *Vor der Klassik*, S. 428.

Diese Zusammenhänge zwischen Sprach- und Literaturgeschichte, die von der positivistischen Schiller-Forschung punktuell erkannt wurden,<sup>54</sup> sind in der neueren Klassikforschung geradezu verschollen. Forschungen zur Sprache der Klassik bleiben ein Desiderat. Immerhin Peter von Polenz hebt in seiner bereits genannten *Deutschen Sprachgeschichte* zentrale Aspekte von Schillers poetischer Diktion, den „rhetorischen Charakter“<sup>55</sup> sowie den „Typisierungs- und Verallgemeinerungsstil“<sup>56</sup>, hervor. Was Schiller in einem Brief an Goethe vom 2. Oktober 1797 „meine ehemalige rhetorische Manier“ (NA, 29, 140) nannte, schloss – wie gesehen – auch den forcierten Gebrauch von Fremdwörtern und Sprachmischung zu satirischen oder karikierenden Zwecken ein. Letztere, die karikierende Tendenz, ist zum Beispiel auch in den humoristischen Tiraden Vater Millers (*Kabale und Liebe*) zu beobachten, die übervoll sind von entstellten lateinischen und französischen Wörtern wie „koram“ (NA, 5, 5, 15), „Musje“ (NA, 5, 5, 27), „verschimpft“ (NA, 5, 5, 34), „parterre“ (NA, 5, 6, 8), „Alfanzereien“ (NA, 5, 6, 33) und weiteren. Dagegen setzt Schiller im *Wallenstein* französische Fremdwörter gezielt ein, um das historische Kolorit des Barock und der höfischen Kultur zu spiegeln.<sup>57</sup> In der Kapuzinerpredigt kehrt die satirische, in erster Linie deutsch-lateinische Sprachmischung und Registerkreuzung der *Anthologie auf das Jahr 1782* wieder. In den *Räubern* bedient sich vor allem Franz einer an Fremdwörtern reichen Diktion (zum Beispiel „Pakta“, NA, 3, 19, 3; „Portrait“, NA, 3, 14, 32; „Liverey“, NA, 3, 53, 8).

Im Lichte dieser differenzierten und beweglichen Fremdwortpoetik relativiert sich die Polemik gegen Campe. Die Tradition der Pedantenkritik und -satire wird aufgerufen, um zwischen Dichter und *grammaticus* eine unüberbrückbare Grenze zu ziehen. Die Pointe des zitierten Epigramms („wie man Pedant uns verdeutsch“, NA, 1, 328) liegt schließlich im Fremdwort ‚Pedant‘ selbst: Die Kritik an der Sprachreinigung wird durch Einsatz des unübersetzbaren Fremdwortes vor Augen führt. Die radikale Polemik blendet jedoch aus, dass Schiller durchaus ähnliche Strategien und Intentionen der Spracharbeit verfolgte. Man muss die Fehde in den *Xenien* vor allem als literaturpolitischen Akt verstehen, bei dem es um die Verfügungsgewalt über die Sprache der Dichtung ging. Offensichtlich verzerrte Schiller bewusst Campes volkspädagogische Ziele, die von den eigenen In-

<sup>54</sup> Sie kann an ältere Untersuchungen anknüpfen: Meyer, Diedrich: *Schiller und das Fremdwort. I. Das Fremdwort in Schillers Gedichten*. Diss. Göttingen 1908; Przyklink, Steffi: *Das Fremdwort beim jungen Schiller*. Greifswald 1935.

<sup>55</sup> Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte* 2, S. 338.

<sup>56</sup> Ebd., S. 339.

<sup>57</sup> Vgl. Lange, Barbara: *Die Sprache von Schillers „Wallenstein“*. Berlin u. New York 1973, S. 86–88.

tentionen einer „popularen“ Schreibart, wie sie der erste ästhetische Brief darlegt, nicht weit entfernt sind.

Auch in ihren Antrieben und Zielen war die Spracharbeit der 1790er Jahre in erster Linie volkspädagogisch und damit sozial und partizipatorisch motiviert; sie bezog ihre Energie aus der Egalitätsforderung der Französischen Revolution. Patriotische Tendenzen spielten keine nennenswerte Rolle. Das gilt auch für Schiller, trotz gelegentlicher Ausfälle über den „gallische[n] Sprung“ (NA, 1, 304)<sup>58</sup>. Die „Verdeutschungsarbeit“<sup>59</sup> des Revolutionsenthusiasten Campe, die sich schließlich in seinem *Wörterbuch der deutschen Sprache* (1801, 1807–1811, 1813) niederschlug, bezog „Gemeinverständlichkeit“ und „Sprachbereicherung“<sup>60</sup> auf die „geistige[], sittliche[] und bürgerliche[] Ausbildung desjenigen Volks, welches das Glück hat, sie zu besitzen.“<sup>61</sup> Sprachpolitik ist hier als Spracherziehung aufzufassen, die Teilhabe am öffentlichen Diskurs ermöglicht. Die Wende von der pädagogischen zur politischen Spracharbeit und zur nationalistisch motivierten „Fremdwörterverketzerung“<sup>62</sup> vollzog sich dann, wie eingangs erwähnt, im Kontext der Befreiungskriege und der allgemeinen linguistischen Mobilmachung des neunzehnten Jahrhunderts.<sup>63</sup>

## 4 Purismus und Übersetzungskritik – Goldoni-Rezensionen

Widmen wir uns vor diesem Hintergrund nun den Rezensionen. Zu der eingangs beschriebenen zweiten Rezensionsphase gehört die Besprechung der dreibändigen Autobiografie Carlo Goldonis in der Übersetzung von Georg Gottlieb Schaz (1763–1795). Schillers Kritik erschien im Januar 1789 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* (NA, 22, 239–243). In derselben hatte Schiller bereits im April 1788 eine ablehnende Besprechung des ersten Teils des exotischen Verschwörungromans *Dya-Na-Sore, oder Die Wanderer*, übersetzt von Wilhelm Friedrich von Meyern

---

58 „Deutscher Genius / Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit, / Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung.“

59 Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte* 2, S. 127.

60 Ebd.

61 Ebd., S. XXX.

62 Spitzer, Leo: *Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß. Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung*. Wien 1918, S. 46.

63 Vgl. hierzu Gardt, Andreas: „Sprachnationalismus zwischen 1850 und 1945“. In: *Nation und Sprache*, 247–271; Göttert: *Die Sprachreiniger*.

(1787), veröffentlicht (NA, 22, 196–197), eine Reihe kleinerer Rezensionen schloss sich an, die er vermutlich *en bloc* an den Herausgeber Christian Gottfried Schütz gesendet hatte (NA, 19/1, 185–186; NA, 22, 197). Am 20. September desselben Jahres folgte die *Egmont*-Rezension (NA, 22, 199–209), auch *Ueber Bürgers Gedichte* wird hier (in zwei Lieferungen am 15. und 17. Januar 1791; NA, 22, 245–259) publiziert. Mit diesen Kritiken meldete sich Schiller nach vierjähriger Pause wieder als Rezensent zurück; sie bildeten zugleich den direkten Vorlauf für die bald folgende große Rezensions-Trias Goethe – Bürger – Matthisson. Das Format der Rezension bot Schiller die Möglichkeit, sich in einer unsicheren Lebenslage im literarischen Feld zu positionieren. Dabei ist zu bedenken, dass die *Allgemeine Literatur-Zeitung* seit ihrer Gründung 1785 zum auflagenstärksten und einflussreichsten deutschsprachigen Rezensionsorgan avanciert war. Man kann von etwa 2.000 Abonnenten ausgehen.<sup>64</sup>

Carlo Goldoni hatte 80-jährig in Paris, wo er seit 1761 an der Comédie-Italienne wirkte, seine umfangreichen, Ludwig XVI. gewidmeten *Mémoires de M. Goldoni, pour servir à l'histoire de sa vie, et à celle de son théâtre* publiziert (1787).<sup>65</sup> Sie gliedern sich in drei Teile: Der erste beschreibt – so Goldoni in der *préface* – „l'abrégé de ma vie, depuis ma naissance jusqu'au commencement de ce qu'on appelle en Italie la réforme du Théâtre Italien“ [„Dieß ist der Abriß meines Lebens von meiner Geburt bis auf die Epoche, die man in Italien die Reform des italienischen Theaters nennt.“]<sup>66</sup>. Der zweite Teil befasst sich mit der „historique de toutes mes Pieces“ [„das Historische meiner sämtlichen Stücke“]<sup>67</sup>, der dritte mit seiner „émigration en France“ [„Auswanderung nach Frankreich“]<sup>68</sup>. Insgesamt entsteht das Bild eines *bonhomme*, dessen Leben selbst wie ein urbanes Theaterstück anmutet, angereichert mit lebendigen Analysen des italienischen und Pariser Kulturlebens. Wirklichkeit und Dichtung durchdringen sich, das Gesamtwerk wird vom Autor selbst, und ganz im Sinne der Prinzipien seiner Theaterreform, nachdrück-

<sup>64</sup> Vgl. Matuschek, Stefan (Hg.): *Organisation der Kritik. Die „Allgemeine Literatur-Zeitung“ in Jena 1785–1803*. Heidelberg 2004.

<sup>65</sup> Goldoni, Carlo: *Mémoires de M. Goldoni, pour servir à l'histoire de sa vie, et à celle de son théâtre* 1–3. Paris 1787; dazu zuletzt mit ausführlichem Literaturverzeichnis Goodman, Jessica: *Goldoni in Paris. La Gloire et le Malentendu*. Oxford 2017, vor allem das Kapitel „The *Mémoires* and Their Legacy“ (ebd., S. 155–173).

<sup>66</sup> Goldoni: *Mémoires de M. Goldoni* 1, S. 5; Schaz, Georg: *Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen* 1. Leipzig 1788, S. XXII.

<sup>67</sup> Goldoni: *Mémoires de M. Goldoni* 1, S. 5; Schaz: *Goldoni über sich selbst* 1, S. XXII.

<sup>68</sup> Goldoni: *Mémoires de M. Goldoni* 1, S. 6; Schaz: *Goldoni über sich selbst* 1, S. XXIII.

lich als Manifestation einer realistischen Poetik bestimmt („la vérité a toujours été ma vertu favorite“ [„Die Wahrheit ist immer meine Lieblingstugend gewesen“]<sup>69</sup>). Die insgesamt rund 1.400 Seiten umfassende, deutsche Übersetzung der Autobiografie erschien bereits 1788 bei Dyk in Leipzig. Der Übersetzer ist Georg Gottlieb Schaz (1763–1795), Privatgelehrter in Gotha und seinerseits Mitarbeiter der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* und der Leipziger *Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste*. Nur am Rande sei erwähnt, dass Schaz bereits 1790 eine Bürger-Rezension in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* vorlegte, die viele Argumente Schillers antizipierte.<sup>70</sup>

Schillers Rezension in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*, der eine kürzere (nur zum ersten Band) bereits im *Teutschen Merkur* (Juni 1788) vorausging,<sup>71</sup> gliedert sich in zwei Teile. Der erste Teil fasst den Inhalt der drei Bände des Originals zusammen, zeigt die programmatischen Grundtendenzen Goldonis auf und entwirft eine Kurzcharakteristik des Autors. Goldonis Konzeption, Leben und Werk in einer kulturhistorisch perspektivierten *autobiographie intellectuelle* eng aufeinander zu beziehen, überzeugt Schiller. Die *Mémoires* seien „für alle Leser ohne Unterschied interessant und empfehlungswürdig“ (NA, 22, 241; die folgenden Zitate ebd.), Goldoni gefalle durch eine „unverkennbare Sprache der Wahrheit“, auch wenn er andererseits an den Eitelkeiten des Italieners eine gewisse Ernsthaftigkeit und „[g]roße Gesinnungen“ vermisst: „So muß man sich auch an einem reichen Maße von Autor-Eitelkeit, die oft ins Lächerliche [...], die oft ins Armselige und Niedrige fällt, nicht stoßen, um diesen Charakter lieb zu gewinnen [...].“

Der zweite, kürzere Teil stellt die eigentliche Kritik dar, in der Schiller Stellung zur Qualität der Übersetzung, vor allem aber zur dahinterstehenden Übersetzungspoetik bezieht.<sup>72</sup> Diese fällt deutlich schärfer aus. In allen Rezensionen

<sup>69</sup> Goldoni: *Mémoires de M. Goldoni* 1, S. 6; Schaz: *Goldoni über sich selbst* 1, S. XXIV.

<sup>70</sup> Vgl. Gille, Klaus F.: „Schillers Rezension ‚Über Bürgers Gedichte‘ im Lichte der zeitgenössischen Bürger-Kritik“. In: *Wissen aus Erfahrungen. Werkbegriff und Interpretation heute. Festschrift für Herman Meyer zum 65. Geburtstag*. Hg. v. Alexander von Bormann. Tübingen 1976, 174–191.

<sup>71</sup> Vgl. [Schiller, Friedrich]: „Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Schaz“. In: *Der Teutsche Merkur* (1788) H. 2, LXIII–LXV.

<sup>72</sup> Dabei stellt der erste Abschnitt (bis S. 242 in der NA) eine zum Teil wörtliche Paraphrase des Vorworts von Schaz dar. Schiller hat die Bände aber durchaus stichprobenartig gelesen: Seinen Geschmack trafen offenbar vor allem Kapitel 26 und 27 in Band 3, wo Goldoni sein Treffen mit Rousseau schildert. Der Komödiant lästert über den großen Philosophen, doch in so geschickter Weise, dass Rousseau am Ende neben Goldoni verblasst: „Wie gern würde man einem Goldoni ein parteiisches Urteil über diesen ihm so höchst fremdartigen Charakter verziehen haben, und doch dürften wenige Leser sein, denen nach Lesung dieser Stellen der



legt Schiller besonderen Wert auf handwerkliche Fragen, das heißt auf Aspekte der Sprachrichtigkeit, des Stils, der Prosodie und Metrik. Dies gilt schon für die Rezension der Vergil-Übersetzung Stäudlins. In der Goldoni-Rezension steigert sich diese Sprach- und Stilkritik zur sprachpuristischen Schelte: Schiller attestiert dem Übersetzer zwar Natürlichkeit (*natura*), Leichtigkeit (*facilitas*) und Ungezwungenheit (*dissimulatio artis*), kritisiert jedoch die fehlende *puritas sermonis*: „Die Übersetzung ist fast durchgängig leicht und fließend; hier und da freilich vermißt man sehr die angenehme Nachlässigkeit des Originals. Die Sprache könnte reiner sein.“ (NA, 22, 242; die folgenden Zitate ebd.) Konkret nimmt Schiller auf störende Gallizismen Bezug: „Sollten wir wirklich für die Wörter *soupiieren*, *genieren*, *Doktrin*, *apathisch* u. a. keine gleichbedeutenden deutsche haben?“ Auch die Syntax sei nicht immer korrekt: „Manchmal ist die Wortfolge undeutsch: Geboren in dem sanften Klima von Venedig, hatte sie [Goldonis Mutter; Ergänzung der Verfasser] sich so daran gewöhnt“ – gemeint ist die romanische Satzstellung mit beginnendem Partizip Perfekt („née & habituée dans le climat teméré de Venise“<sup>73</sup>, wie es bei Goldoni heißt), die Schaz direkt adaptiert hatte. Schillers Kritikpunkte (Fremdwortgebrauch, Lehnsyntax) gehören zu den zentralen Themen des zeitgenössischen Purismus-Diskurses.

Auch gemäßigte Sprachpuristen wie Johann Christoph Adelung empfahlen, gestützt auf antike Autoritäten (Cicero, Quintilian), gerade in „höhern Schreibarten“<sup>74</sup> unnötigen Gebrauch „ausländische[r] Wörter“<sup>75</sup> zu vermeiden, da sie in zu großem Maße „unedel“<sup>76</sup> seien. Adelungs Lehrbuch *Ueber den Deutschen Styl* eignet sich mit Blick auf unser Beispiel daher gut als zeitgenössischer Be-

---

große philosophische Dichter neben dem italienischen Komödienschreiber nicht – sehr klein erschiene.“ NA, 22, 242.

**73** „Ma mere, dans Perouse, ne put jouir d’un seul jour de bonne santé, l’air du pays lui étoit fatal; née & habituée dans le climat tempéré de Venise, elle ne pouvoit soutenir les frimats d’un pays montagneux.“ [Meine Mutter konnte sich in Perugia nicht eines einzigen gesunden Tages erfreuen. Die Luft des Landes war ihr zuwider. Geboren in dem sanften Klima von Venedig, hatte sie sich so daran gewöhnt, daß sie der rauhen Witterung eines gebirgigen Landes nicht widerstehen konnte.] Goldoni: *Mémoires de M. Goldoni* 1, S. 24; Schaz: *Goldoni über sich selbst* 1, S. 22.

**74** Adelung, Johann Christoph: *Ueber den Deutschen Styl* 1. Berlin 1785, S. 108.

**75** Ebd., S. 112.

**76** Ebd., S. 108.

zugspunkt. Adelung beurteilt „[a]usländische Wortfügungen“<sup>77</sup>, syntaktische „Latinismen“ und „Gallicismen“ als gravierende Übersetzungsfehler; dies gilt besonders für die „sprachwidrige Nachahmung der ausländischen Participien“<sup>78</sup>. „Rein ist, was nicht mit fremdartigen Theilen vermischt ist“<sup>79</sup>, heißt es hier. Dabei meint Adelung mit „Fremdartige[m]“<sup>80</sup> nicht nur Fremdwörter („ausländische“), sondern auch dialektale („provinzielle“), „veraltete“ und „sprachwidrig gebildete neue Wörter, Bedeutungen und Formen“. Allerdings sind Adelungs Forderungen im Vergleich zu denen Campes zurückhaltend: Zwar werden „Barbarismen“<sup>81</sup> abgelehnt, aber es werden auch positive Beispiele für Übernahmen aufgeführt. Insgesamt sei „die weise Mittelstraße nothwendig“.<sup>82</sup> Vor „übertriebene[m] Purismus“<sup>83</sup> wird ebenso gewarnt.

Was Schiller an Schaz' Übersetzung kritisiert, deckt sich weitgehend mit Adelungs Forderungen nach einem gemäßigten Mittelweg in Sachen Sprachpurismus. Im Anschluss an die Sprachkritik setzt sich Schiller mit Schaz' Übersetzungspoetik auseinander, die dieser im Vorwort entfaltet. Zu seiner Rechtfertigung hatte Schaz hier Defizite der deutschen Sprache angeführt und die Aporie einer deutschen Übersetzung aus dem Französischen auf die Schlagworte „Extrem des Platten“ (NA, 22, 242) versus „Extrem des Künstlichen“ (ebd.) gebracht.<sup>84</sup> Laut Schaz träten insbesondere dann Schwierigkeiten auf, wenn es um die adäquate deutsche Wiedergabe des graziösen, galanten Sprachregisters, um „den Ton des Umgangs“, ginge:

Allein eben diese Sprache der Conversation ist es nun aber auch, welche die Arbeit der Uebersetzung so sehr erschwert [...]. Bey alle dem Reichthume an Wörtern und Wendungen, den unsere Sprache besitzt, fehlt es ihr dennoch sehr an hinlänglicher Geschmeidigkeit, und an einer nöthigen Anzahl lebhafter und bos der Unterredung eigener Ausdrücke und Sprecharten, die sich eben so weit von dem Jargon des Pöbels, als von der ausgefeilten, künstlichern Büchersprache entfernten. Eigentliche vertraute Redensarten (façons de parler familières [sic]), die dem Dialog Wahrheit, Leben und Grazie geben müssen, fehlen uns fast ganz. [...] Zu platt, oder zu gesucht, dieß sind die beiden Klippen, an denen man von jeher den größten Theil unserer dramatischen Dichter und überhaupt der Schriftsteller, die den

77 Ebd., S. 113; die folgenden Zitate ebd.

78 Ebd., S. 115.

79 Ebd., S. 84.

80 Ebd., S. 84; die folgenden Zitate ebd.

81 Ebd., S. 81.

82 Ebd., S. 111.

83 Ebd., S. 112.

84 Vgl. hierzu Schaz: *Goldoni über sich selbst* 1, S. XI.

Ton des Umgangs nachbilden wollten, scheitern sah, und zwischen welchen ich mich, so gut ich es vermochte, durchzuarbeiten gesucht habe.<sup>85</sup>

Diese Kritik am Genius des Deutschen, die Schaz entschuldigend vorausschickt, greift Schiller sogleich auf:

Daß in der Konversationssprache sein Ton oft in das Gesuchte fällt, scheint der Übersetzer selbst gefühlt zu haben, und er sucht diesen Vorwurf der deutschen Sprache überhaupt zuzuwälzen, die sich nicht wohl anders, wie er sagt, von dem Extrem des Platten soll entfernen können als durch das entgegengesetzte Extrem des Künstlichen. (NA, 22, 242)

Ähnlich wie später in der Bürger-Rezension wendet Schiller die Apologie des Autors gegen diesen selbst.<sup>86</sup> Gerade das, was Schaz vermeiden will, sei passiert: Der Übersetzer verfehle das *aptum*, ver falle in das „Gesuchte“ (*affectatio*), in das „Extrem des Künstlichen“. Doch besonders verwerflich sei die vorausgeschickte Apologie, weil in ihr das eigene Unvermögen den angeblich beschränkten Ausdrucksmöglichkeiten der Muttersprache angelastet werde. Denn, so Schiller weiter, nicht dem Deutschen mangle es am ‚guten Ton‘, sondern der Übersetzer selbst pflege wohl nicht den richtigen gesellschaftlichen Umgang. Einen angenehmen Konversationston lerne man eben in einer guten Gesellschaft, so der implizite Vorwurf – im höfischen Ideal des Weltmannes findet Schiller auch an anderer Stelle „seinen Begriff der Schönheit vorweggenommen.“<sup>87</sup> Dieses Weltmännische, die *conversatio civilis*, scheint Goldoni, so wie er sich in seinen Memoiren präsentiert, zu verkörpern. Schaz scheitert in den Augen Schillers jedoch daran, die für den eleganten Stil charakteristische Balance von höfischem Code und Natürlichkeit zu adaptieren. Seine Diagnose stützt Schiller mittels einer soziologischen Erklärung: Der Schriftsteller beziehungsweise der Übersetzer imitiert den Ton, den er zu hören gewohnt ist. Der Schreibstil verrät den Lebensstil.<sup>88</sup> So könne sich „dieser

<sup>85</sup> Ebd., S. X–XI.

<sup>86</sup> Vgl. Robert: *Vor der Klassik*, S. 317: „Wenn Schiller in der *Antikritik* nicht zu unrecht feststellt, Bürger habe der Kritik nichts anderes als ‚Exklamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Mißdeutung, pathetische Apostrophen und lustige Tiraden‘ (NA, 22, 259) entgegengesetzt, so ist dies dem misslichen Umstand geschuldet, dass die Schiller’schen Kritikpunkte in der Vorrede der eigenen Gedichtsammlung bereits als rhetorische Selbstkritik eingeräumt waren.“

<sup>87</sup> Ueding, Gert: „Rhetorik und Ästhetik in Schillers theoretischen Abhandlungen“. In: *Friedrich Schiller. Zur Geschichtlichkeit seines Werkes*. Hg. v. Klaus L. Berghahn. Kronberg i. Ts. 1975, 159–195, S. 162. In den Kallias-Briefen (Ende Dezember bis Anfang März 1793) wird Schiller diese Linie aufnehmen, wenn er den „gute[n] Ton“ (NA, 26, 216) beziehungsweise das „Ideal des schönen Umgangs“ (ebd.) ins Zentrum seiner Theorie des Schönen rückt.

<sup>88</sup> Vgl. dazu Schillers Bürger-Rezension: „[...] auch trifft es sich zuweilen, daß uns einer oder der andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert.“ (NA, 22, 247).

Vorwurf nicht wohl weiter als auf den Kreis des Umgangs erstrecken, den er selbst beobachtet hat“ (NA, 22, 242–243). Davon ausgehend würde er von individuellen Erfahrungen „dieses Urteil auf seine ganze Nation [ausdehnen]“ (NA, 22, 243). Die beiden Kategorien „Platt“ und „Gesucht“ (ebd.), die Schaz zur Beschreibung seiner Übersetzungsschwierigkeiten einführt, erscheinen Schiller folglich undifferenziert und kleingeistig, sogar verwerflich: Es zeuge von Ignoranz und „Anmaßung“ (ebd.) gegenüber dem bereits erprobten Ausdrucksrepertoire „unsrer klassischen Schriftsteller“ (NA, 22, 242). In der zuvor erschienenen *Merkur*-Rezension der Schaz-Übersetzung wird Schiller expliziter und nennt Gellert und Rabener als Musterautoren, die die „façons de parler familières“ (NA, 22, 240) durchaus beherrschen würden. Man reibt sich ob des ästhetischen *rollback* die Augen: Der Sturm und Drang wird zugunsten der Modelle des mittleren achtzehnten Jahrhunderts verabschiedet. In der Bürger-Rezension nennt Schiller dann mit „Denis, Goeckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, von Salis“ (NA, 22, 260) Autoren der älteren Generation, denen er nun mangels Alternativen Anciennität beziehungsweise Klassizität zuschreibt.

## 5 Läuterung und Reinigung – die Bürger-Rezension

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung* blieb Schillers bevorzugtes Rezensionsorgan: Am 15. und 17. Januar 1791 erschien hier – gemäß deren Statuten anonym – seine Rezension *Ueber Bürgers Gedichte* (NA, 22, 245–259), die einen veritablen Skandal auslöste und bis heute zu Schillers umstrittensten Texten zählt. Einerseits „Meisterwerk deutscher Literaturkritik“ und „wichtige Selbstaussage und Selbstabrechnung“<sup>89</sup> auf dem Weg zur Klassik, andererseits heimtückischer literarischer „Totschlagsversuch[]“<sup>90</sup>, der Bürgers Krankheit, Verarmung und zeitnahes Ableben im Jahr 1794 herbeigeführt haben soll. Bürger, der zunächst nicht an Schillers Autorschaft glauben wollte, reagierte mit einer „vorläufige[n] Antikritik“ (NA, 22, 417), die Schiller – in derselben Nummer der *Allgemeinen Literatur-Zeitung!* – mit einer *Verteidigung des Rezensenten gegen obige Antikritik* (NA, 22, 259–264) konterte. Wir lassen die Details der publizistischen Fehde hier ebenso unberührt wie Fragen der Moral und nehmen wie-

<sup>89</sup> Mayer, Hans: „Einleitung“. In: *Deutsche Literaturkritik 1: Von Lessing bis Hegel (1730–1830)*. Hg. v. dems. Frankfurt/Main 1978, 9–41, S. 14 u. 16.

<sup>90</sup> Koopmann: „Der Dichter als Kunstrichter“, S. 230.

der den Faden der Rhetorik, näherhin des Purismus, auf. Gert Ueding hat in seiner Bestandsaufnahme von Schillers Rhetorik kursorisch auf die Bürger-Rezension hingewiesen. Schillers Vorwürfe an Bürger seien „fast sämtlich[] in der Betonung der *ars* begründet“<sup>91</sup>, das heißt in dem Vorwurf, Bürger folge nur seiner „Hypochondrie“ (NA, 22, 258) und Melancholie: „Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermut des Dichters sind nicht bloß der *Gegenstand*, den er besingt, sie sind leider oft auch der *Apoll*, der ihn begeistert.“ (NA, 22, 255) Dagegen mache es das wahre „Dichtergenie“ aus, „die Partei der Kunst zu ergreifen“ (NA, 22, 258). Erst die Synthese von *ars* und *natura* bringt in Schillers Augen das „Idealschöne“ (NA, 22, 256) hervor.

Reinheit und Reinigung im ersten, allgemeinen Teil fast obsessiv wiederholt werden. Schiller konstatiert zunächst Krise und Verfall der lyrischen Dichtkunst, um dann das Ideal einer Dichtung auf der Höhe der Zeit zu skizzieren: „Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen.“ (NA, 22, 246) Aufgabe des lyrischen Dichters sei es, seine Individualität auszudrücken, diese „so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern“ (ebd.). Solche „Idealisierkunst“ (NA, 22, 253) setzt nicht nur reine Sprache voraus, sie *ist* geradezu mit der Operation der Reinigung (Läuterung; „Scheidung“, NA, 22, 248; „Veredlung“, NA, 22, 253) identisch. Der Purismus steigert sich zur poetischen Scheidekunst, zur Alchemie. Denn ‚Idealisierung‘ bedeutet, den Gegenstand „von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien“ (NA, 22, 253). In der Matthisson-Rezension wird Schiller diese Verbindung von „Idealisierungskunst“ und Reinigungsprozess wieder aufnehmen: „Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen liegt der große Stil.“ (NA, 22, 269)

In solchen Reinheits- oder Reinigungsfantasien ist noch gut die ursprüngliche rhetorisch-stilkritische Substanz des Purismus erkennbar, die hier ins Anthropologische, Psychologische und Moralische gewendet wird.<sup>92</sup> Bei Bürger störe „ein unedles, die Schönheit der Gedanken entstellendes Bild, ein ins Platte fallen-

<sup>91</sup> Ueding: *Schillers Rhetorik*, S. 129.

<sup>92</sup> Von hier aus besteht eine Verbindung zu der von Cornelia Zumbusch beschriebenen Immunisierungs- und Reinigungsstrategie, die ‚Klassik‘ vom Modell der Impfung her deutet; vgl. Zumbusch, Cornelia: *Die Immunität der Klassik*. Berlin 2012. Das Stichwort für diesen Ansatz hat Schiller selbst gegeben: Im späten Aufsatz *Ueber das Erhabene* wird das Pathetische als „Inokulation des unvermeidlichen Schicksals“ bezeichnet, durch welche „es seiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird.“ NA, 21, 51.

der Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, die harmonische Wirkung des Ganzen“ (NA, 22, 251). Bürger oszilliere – ähnlich, wie er es dem Übersetzer in der Goldoni-Rezension vorwirft – zwischen einem *zu wenig* und einem *zu viel* an Kunst,<sup>93</sup> zwischen dem „Extrem des Platten“ (NA, 22, 242) und dem „Extrem des Künstlichen“ (ebd.). Er ver falle einerseits dem Niedrigen und Gemeinen („*humilitatis vitium*“<sup>94</sup>) andererseits dem „unnütze[n] Wörterprunk“ (NA, 22, 251), also dem „κακόζηλον“, der „*mala adfectatio*“<sup>95</sup>, französisch: *affectation* oder *manière*, zu deutsch: Manier. Alle von Quintilian im achten Buch der *Institutio oratoria* aufgeführten Fehler gegen das äußere wie innere *aptum* werden Bürger zur Last gelegt. Aus Schillers Sicht resultieren sie aus Bürgers Tendenz, „sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen.“ (NA, 22, 248) Statt den Abstand zwischen „der Auswahl einer Nation und der Masse“ (NA, 22, 247) durch ästhetische Erziehung zu überwinden, verfällt Bürger dem Vulgären, huldigt einer falsch verstandenen „Popularität“ (NA, 22, 247). Solche Verstöße gegen das *decorum* fasst Schiller unter dem Begriff „Cruditäten“ (NA, 22, 253) zusammen. Bürger verstößt gegen den guten Ton, gegen *bienséance* und *civilité*, indem er sich seiner Melancholie und Hypochondrie überlässt und so zum pathologischen Außenseiter wird. Diese zumindest im Subtext lesbare soziale Deklassierung des vermeintlichen „Volksdichter[s]“ (NA, 22, 247) mündet in das Gesamturteil:

Alle Ideale, die er auf diese Art im einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisierkunst vermissen wir bei Hn. Bürger. (NA, 22, 253)

## 6 Parallelaktion – Klassizismus und Sprachpurismus

Mit den Schlagworten „Reinheit und Fülle“ (NA, 22, 253) (*puritas* und *copia*) nennt Schiller ebenjene beiden rhetorisch-elokutionellen Ideale, die zum Beispiel Adelung anführt, die aber auch Campe in seiner Preisschrift *Ueber die Rei-*

<sup>93</sup> Vgl. Lausberg: *Handbuch der literarischen Rhetorik*, S. 514–519.

<sup>94</sup> Quintilian: *Ausbildung des Redners* 2, S. 170–171 (8, 3, 48).

<sup>95</sup> Ebd., S. 172–173 (8, 3, 55).

*nigung und Bereicherung der Deutschen Sprache* gut zwei Jahre später (1794) aufgreifen wird. Obwohl Schiller gegen Campes Fremdwortpurismus polemisiert, setzt er doch an derselben Stelle, das heißt an der Debatte um den Sprachpurismus, an. Um 1800 waren Klassizismus und Sprachpurismus zwei Seiten desselben Kultivierungsprogramms, das die lange Tradition der frühneuzeitlichen Spracharbeit und insbesondere die Sprachgesellschaften („Deutschen Gesellschaften“) des achtzehnten Jahrhunderts fortsetzte. Was der Purismus für die Sprache im Allgemeinen erreichen wollte, hatte sich der Klassizismus für die Literatursprache im Besonderen zur Maxime gemacht: Reinigung der Sprache von „fremdartigen Beimischungen“ (NA, 22, 253). Schillers Idealismus („Idealisierung“, ebd.) war ein Läuterungsverfahren, das vielleicht weniger von immunologischen Denkmodellen als von sprachpuristischen Konzepten im engeren Sinne ausging (siehe Goldoni-Rezension) und sich mit philosophischen, anthropologischen und soziologischen Ideen verband.

Klassizismus und Sprachpurismus setzten eine lebendige öffentliche Diskussion um Prozesse der Sprachnormierung und der Sprachkonstitution voraus, die sich vor allem in der Übersetzungssprache und -poetik kristallisierte. Die Frage nach dem „Genius der Sprache“ (NA, 22, 180) verband Schiller in seiner Sprachphilosophie mit der rhetorischen Debatte um die reine Hochsprache. Peter von Polenz hat darauf hingewiesen, dass die „Neuorientierung der Weimarer Klassik als zweite Phase einer Sprachkrise, als Korrektur einer extremen modischen Stilhaltung der jugendlichen Anfänge“<sup>96</sup>, zu betrachten sei. Klassizität beruhte – siehe die Bürger-Rezension – auf Sprachreinigung und Rückbesinnung auf „Kunst“ (NA, 22, 248). Schillers Versuch, in den Rezensionen der zweiten Periode eine praktische Poetik zu erarbeiten, war zugleich der Versuch, Kritik performativ als eine „Scheidung“ (NA, 22, 248) der Geister und „Reinigung“ (NA, 22, 249) von der eigenen, nunmehr obsoleten „rhetorische[n] Manier“ (NA, 29, 140) zu denken. Dass er den Dämon dieser Manier mit der Hilfe der Rhetorik – das heißt des Kategoriensystems der Stiltheorie und näherhin des Purismus – austrieb, verweist auf die Dialektik der Sprach- und Literaturgeschichte um 1800.

---

96 Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte* 2, S. 334.